Heimliche Pfade.

Roman von Käthe van Beeker.

(8. Fortsetzung.)

„Ach, das spielt gar keine Rolle."

„Ich will es aber wissen. Galt es ein Menschenleben?"

Er lächelte wieder, diesmal beinahe schelmisch und unendlich jugendlich, ein Lächeln, das einem das Herz warm machen konnte.

„Nein, Tante Miranda, nicht einmal das, — kein entschuldbarer Edelmuth. Sie werden schelten, es geschah um ein Hundeleben."

„Was, um ein Hundeleben? Hören Sie aber, Erich, das ist sündhaft! Seine gesunden Glieder für solch eine Kreatur auf das Spiel zu setzen!" entrüstete sich TanteMiranda, und ich trat näher, um sein Gesicht deutlicher zu sehen.

„Ach, von Gliedern aufs Spiel setzen war nicht die Rede!"

„Jawohl, — Ihr halber Schnurrbart ist abgesengt," beharrte sie, ungerührt von seinem lustigen Auflachen, in das auch ich einstimmen mußte. „Konnte denn das einfältige Hundethier sich nicht allein helfen?"

Er wurde ganz ernst. „Nein, es war eine arme Hundemutter mit ihren Jungen, die der Bauer in einem Stall eingeschlossen und vergessen hatte. Wenn Sie das jammervolle Geheul und Gewinsel des hilflosen Thieres gehört hätten, Sie wären die letzte gewesen, um kalt und vorsichtig zu bleiben. Ich konnte es nicht! Nun, und dabei traf mich im letzten Augenblick eine herabfallende Leiste und ritzte mir die Haut. Es ist wirklich gar nicht der Rede werth."

Mir klopfte das Herz. Ich dachte an das arme Schwälbchen oben im Thurm, dessen Leben um ein bißchen Zugluft kaltblütig geopfert wurde. Ja, vielleicht war es Sentimentalität, sich darüber aufzuregen. Der erhabene Mensch ist ja immer und überall so vollkommen Hauptsache, daß neben seinem winzigsten Behagen ein armseliges, untergeordnetes Thierleben nichts gilt. So ist es Sitte und Recht, und die da anders denken und handeln sind weichmüthige, unpraktische Narren. Aber ich gehöre mit zu ihnen und ich habe diejenigen lieb, die meine weichmüthige, unpraktische Narrheit theilen. Schließlich ist es überall doch die leidende und hilflose Kreatur, der unser Mitgefühl gelten soll, sei sie nun Mensch oder Thier, nur die Form wechselt, nicht der Stoff!

Der hier fragte nicht nach seiner Bequemlichkeit und seinem Behagen, wenn es auch nur ein Hundeleben galt. Er hätte auch nicht mein armes Schwälbchen sich in Verzweiflung Flügel und Kopf zerstoßen lassen, nur um sich vor der Möglichkeit eines Schnupfens zu bewahren.

Ich konnte Tante Miranda gut verstehen, als sie jetzt mit ihrer feinen, kleinen Hand ihm liebkosend wie einem Kinde die Wange strich. Sie seufzte dabei leise.

„Sie werden wohl recht gehabt haben, Erich, und ich bin eine alte, thörichte Person, daß ich Sie noch immer bemuttern und bevormunden will."

Er hatte die alte, kleine Hand ergriffen und küßte sie mit Ehrfurcht und Innigkeit.

„Versprechen Sie mir nur, mit der Wunde vorsichtig umzugehen, und dann reiten Sie heim. Wir gehen noch ein bißchen spazieren, nicht wahr, Fräulein Ilschen?"

Ich nickte zustimmend mit dem Kopf, und wie er sich jetzt zum Abschied vor mir verbeugte, konnte ich nicht anders, ich streckte ihm auch die Hand hin.

Mir küßte er sie nicht. Und das war auch wieder hübsch, denn mein Händedruck sollte wirklich nur einer vom Menschen zum Menschen sein, nicht von der Dame zum Herrn. Und er sah mich dabei mit einem ernsten Lächeln, ja, es war ein ernstes Lächeln, und einem so anderen Blick an als sonst, auch so von Mensch zu Mensch, daß ich wußte: er hatte mich verstanden, mich und meine warme, herzliche Anerkennung seiner Person und That.

Tante Miranda ging ein Weilchen ganz still neben mir her. Sie schritt genau so zierlich wie immer über jede Pfütze und bewahrte den Kleidersaum vor jeder unliebsamen Berührung mit dem Schmutz der Landstraße; aber dabei schienen ihre Gedanken ganz wo anders zu sein, und ihre Augen hatten einen tief sinnenden, ernsten Blick.

Ich störte sie mit keinem Wort, sondern wartete ruhig ab, bis sie mir die versprochene Erklärung geben würde, auf die ich heimlich vor Neugier brannte.

Dann sagte sie endlich, und ihre Stimme war leise und schattenhaft wie sonst immer, und es klang, als spräche sie mehr für sich als für mich: „Seine Mutter war meine beste Freundin. Ich kenne ihn von Kindesbeinen an, denn ich war viel dort im Hause. Was für ein lieber, prächtiger Junge er immer war, vornehm und rein im Denken, gescheit und liebevoll, und dabei so sonnig fröhlich und sorglos, eine Herzerquickung! Wie hätte er auch nicht sollen? Unter günstigeren Verhältnissen ist wohl nie ein Kind aufgewachsen. Die Mutter das Ideal einer Frau, eine adelige Frau im besten Sinn des Wortes, und er ihr geistiges Ebenbild. Nur ernster war sie als er in der Heiterkeit, und die Schönheit hat er von dem Vater. Aber der Grund war bei ihm tiefer und fester, er hält den Kampf mit dem Leben besser aus. Mein armer Junge, die Fröhlichkeit und die Sorglosigkeit sind ihm bald abhanden gekommen, aber dafür ist er ein echter, tüchtiger Mann geworden! Sehen Sie Kindchen, Sie wundern sich wohl, daß wir so Komödie mit einander spielen. Drinnen im Hause „Herr Inspektor" und „gnädiges Fräulein", und hier draußen „Erich" und „Tante Miranda". Es geht uns beiden sonst auch gegen die Natur, das Maskentragen und Komödiespielen, aber es würde nur seine Stellung erschweren, wenn wir es nicht thäten. Ich habe ihm damals bei meinem Neffen die Stellung besorgt, als er gar so schwer mit den Verhältnissen zu kämpfen hatte und nirgends Ruhe finden und Fuß fassen konnte, weil das einfältige Weibervolk überall hinter ihm her war, wie die Fliegen hinter dem Honig. Er spricht ja nicht darüber, sagt überhaupt nichts, was wie eine Klage klingt, aber ich habe es doch von anderen erfahren. Eigentlich ist er ein Narr, daß er sich so herumquält, wo er bloß hätte zugreifen und sich ein bißchen verkaufen dürfen, und alles wäre wieder im richtigen, bequemen Geleise gewesen. Andere, die es lange nicht so nöthig haben, thun es doch tagtäglich und werden trotzdem Ehrenmänner genannt und sitzen in der Wolle und sehen auf meinen armen und braven Jungen herab! Nun, ich bin die letzte, die ihn deshalb tadelt. Ein gutes Gewissen und ein freies, stolzes Herz ist das Beste, was der Mensch haben kann, und ehrliche Arbeit schändet weniger als feile Verkäuflichkeit. Aber leicht ist das nicht, das können Sie mir glauben! Na ja, also ich brachte ihn damals bei meinem Neffen unter; ich konnte es mit gutem Gewissen thun; denn es ist ein Arbeiter wie wenige, ein tüchtiger Landwirth durch und durch, und der Heinrich hat keinen schlechten Fang an ihm gethan. Mein Neffe ist ja sonst auch ein recht guter Mensch, ich will ja gar nichts Böses gegen ihn sagen. Schließlich steckt er ja auch in den gegebenen Verhältnissen und muß mit ihnen rechnen, und nebenbei, wenn ihm der Hochmuth ein bißchen im Nacken sitzt, so kann er nicht dafür, das liegt in der Familie von Vaters Seite. Ja, da machte er denn die Bedingung, die der Erich so wie so aus eigenem Taktgefühl erfüllt hätte, daß von gesellschaftlichen Rücksichten nie dieRede sein könne,Inspektor bleibe Inspektor und rangire als solcher. Mein Neffe bedang sich denn auch aus, daß ich, wenn ich zum Besuch käme, mit ihm eben so fremd und ceremoniell verkehren müsse, sonst gäbe das Störungen und Unbequemlichkeiten in der Stellung. Gott, er mag ja recht haben, aber es war doch hart, und im Anfange wollte ich lieber gar nicht zum Besuch kommen. Aber dann hatte ich doch Sehnsucht nach ihm und dachte auch, daß ihm, wenn nicht anders, wenigstens heimlich, ein gutes, liebevolles Wort noth thäte, na, und da komme ich nun öfter her als sonst, seinetwillen, nur seinetwillen. Denn wissen Sie, Kindchen, mit Mieke zusammen zu sein ist nicht gerade ein Genuß. Ich denke, das kennen Sie auch schon."

Sie lächelte mich schelmisch an, und ich nickte ihr gleichfalls lächelnd zu, trotzdem mir gar nicht freudig, sondern recht schwer und ernst zu Muthe war.

„Ja, mein Herzchen", fuhr Tante Miranda fort, „ich mische mich sonst nicht gerne in Sachen, die mich nichts angehen. Was soll ich alte Person das auch thun? Aber wenn Mieke so an Ihnen herumstichelt, bloß weil sie neidisch ist, daß der liebe Gott Ihnen zu Ihrem lieben holdenGesichtchen auch noch ein liebes holdes Herz gab, mit dem sie die Menschen für sich gewinnen, das kann ich nicht mit anhören; dann, um mit Mieke zu sprechen, springt die streitbare Ader meiner edlen, alten Ahnen in mir auf, und ich muß mit Morgenstern und Schleuderbüchse gegen den Drachen der Bosheit losziehen."

Wir lachten nun beide, und ich küßte die liebe alte Hand, die sich mir so liebevoll entgegenstreckte. O diese gute kleine Tante Miranda, wie ist sie anders, als ich sie im Anfange taxirte! Wie lieb habe ich sie, und wie ehrt mich ihr Vertrauen. Denn Vertrauen ist es doch, was sie mir heute bewiesen hat.

Sie sagt es auch, keinen anderen hätte sie auf diesen Spaziergang mitgenommen als mich; denn sie ging nur, um ihn abzufangen, da sie sich um ihn ängstigte.

Sie hat mir noch viel von ihm und seiner Vergangenheit erzählt. Es war ihr gewiß eine Wohlthat, sich einmal ganz ungezwungen und von Herzen aussprechen zu können; denn mir gegenüber bindet sie ja keine Rücksicht, und meines Stillschweigens ist sie sicher.

Aber wunderliche Verhältnisse sind es doch, in die ich gerathen bin. Solch kleiner, einfacher Kreis, und was gibt es da für versteckte Strömungen. Und, komisch, alle sie um ihn! Das heißt,— alle — Uebertreibung! Gerade daß Tante Miranda ihn mütterlich und die kleine Feuerlilie ihn bräutlich liebt. Aber natürlich, wieder die Frauen in seinem Wege, davon scheint er nun einmal nicht loszukommen!

Ich habe mir übrigens, als wir wieder zu Hause anlangten, schnell noch meine Dore geholt und bin mit ihr zum Thurm emporgestiegen, um das Schwälbchen zu befreien.

Das arme, kleine Thier hing schon ganz matt und kraftlos am Deckenrande, und wir hatten Mühe genug, es aus dem geöffneten Fenster zu treiben. Dore mußte schließlich einen langstieligen Besen holen, mit dem wir es unter wildem Jagen herausfegten. Dabei fuhr ich mit der linken Hand gegen einen großen eisernen Nagel und riß mir den ganzen Daumen auf. Da hatte ich meine Kriegswunde im Dienste der Menschlichkeit!

Freitag.

Heute früh war das Wetter wieder köstlich. Die Luft reingeregnet und frisch, alles Grün sauber gewaschen, glänzend und perlgestickt, kein Staub und keine Hitze, wirklich bezaubernd. Jetzt beginne ich schon, Spaß an meinen Spazierritten zu haben. Lotte und ich lernen uns verstehen, es macht sich ganz famos, und Herr von Reetz ist zufrieden mit uns. Ich inspizire mit ihm die Felder und Arbeiter. Ja, so weit bin ich schon! Er kann mit mir kreuz und quer reiten; dank Lottes Zuverlässigkeit vermag ich ihm stolz zu folgen. Und ich gewinne Interesse an diesen Inspektionen und an meines Begleiters Erklärungen und Lehren. Mir kommt das feinste Verständniß für den Reiz der Kartoffelfelder, die eben in köstlicher Blüthenpracht stehen und wie endlose, blaßlila und weiß schimmernde Blumenbeete daliegen. Ich bedauere zwar noch die goldgelben und tiefblauen Kerzen der Lupinen, daß ihre ganze duftige Schönheit nur zum Unterpflügen und Düngen künftiger Fruchtfelder dienen soll, aber ich beuge mich doch schon in der Erkenntniß, daß auch hier wie bei vielen anderen Dingen die Schönheit nur als Zweck zum Erwerb benutzt wird, und meine Augen messen mit Wohlgefallen die Höhe des Kornhalmes und die Wucht und Breite seiner Aehren. Kornblume und Mohn entzücken mich nur noch am Wegrand, während sie im Felde mein tiefstes Mißbehagen erwecken, und das duftige Grün der Wiesen prüfe ich nur noch auf den Werth seines künftigen Heumaterials.

Ja, es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken!

Herr Werminghoff erschien heute bei Tisch mit einem breiten Heftpflaster auf der Stirne. Mieke nahm sogleich davon Notiz, aber als er auf ihre Frage kurz erklärte, daß ihn gestern beim Brande eine fallende Leiste gestreift habe, war die Sache schnell erledigt.

Herr von Reetz meinte zwar noch tadelnd, daß es wirklich nicht nöthig gewesen wäre, bei der Geschichte dabei zu sein, aber sonst wurde nicht weiter darüber geredet, und nur die kleine Feuerlilie hing mit ihren brennenden Blicken immer wieder in stummer, leidenschaftlicher Beredsamkeit an dem weißen Streifen auf seiner Stirne.

„Da haben wir ja zwei Blessirte am Tisch", sagte Trudel ganz harmlos. „Was macht Dein Finger, Ilse? Er scheint noch ganz hübsch geschwollen. Na ja, weißt Du, Kind, wenn man auch solche Donquijoterien treibt, um einer gefangenen Schwalbe halber sich aufzuregen und sie heldenhaft zu befreien, dann geschieht einem ganz recht, wenn man sich den Finger aufreißt. Ich habe gar kein Mitleid mit Dir. Was kommt es denn auf so ein unnützes Thier an?"

Natürlich hatte Dore unten die Geschichte erzählt, und Trudel gab sie nun zum besten.

Mir war das sehr peinlich. Ich saß dunkelroth und verlegen da. Trudel zum Schweigen zu bringen war nicht möglich, und nun fuhren sie alle wieder entsetzt und verwundert auf mich los.

„Ja, Sentimentalität steht gut, ist aber ungesund, ich sagte es schon gestern", bemerkte Mieke wieder höhnisch, und ich konnte ihr nicht widersprechen, mein Nachbar und ich, wir lieferten entschieden Beispiele für ihre weise Bemerkung. Aber als ich unwillkürlich zu ihm hinsah, begegnete ich einem so warm-herzlichen, ernsten Blick, wieder Mensch zum Menschen, daß ich doch imMoment dachte: „Sentimentalität in gewissen Grenzen steht nicht nur gut, sondern ist auch gut, — ganz gewiß, menschlich gut." —

Samstag.

Man hat mich oft blasirt genannt, und ich selbst habe diesem Urtheil zugestimmt und geseufzt, daß es richtig sei; denn auf den interessantesten Reisen und in den schönsten Gegenden war häufig ein Gefühl der Ermüdung und Unlust, eine Hast nach immer Neuem und Großartigerem, Aufregendem in mir, was man wirklich nur mit dem satten, kranken Wort „Blasirtheit" bezeichnen konnte.

Und nun sitze ich hier im verlorenen Weltwinkel, der nach allgemeiner Ansicht fast nichts von Naturschönheit und Abwechslung bietet, die Ausfüllung der Tage ist von einer Gleichmäßigkeit, die man beinahe bis auf den Glockenschlag berechnen kann, und ich fühle mich wohl, verlange nach nichts anderem und finde an dem Geringfügigsten Vergnügen und Interesse.

Ich bin doch wohl nicht blasirt, Gott sei Dank! — Vielleicht erholen sich auch meine von der wilden Abwechslungsjagd überreizten Nerven hier in dieser stillen, gemüthlichen Gleichmäßigkeit.

Jeden Morgen in der Frühe mache ich meinen Spazierritt, dann kommt der Kaffee und bis zur Tischzeit thatenloses Herumbummeln oder Herumsitzen und Liegen. Ich gewöhne mich an Stall-, Küchen- und Kellerbesuche, jeder findet mich bereit, mit ihm zu gehen, und Herr von Reetz hat eine riesige Freude daran, daß ich vor keiner Ferkelherde mehr ausreiße und unter den Rindern und Fohlen schon meine Lieblinge habe. Der Lieutenant ist immer hinterher; wo ich gehe und stehe begleitet er mich als treuer Schatten, seufzt viel, himmelt viel und will mir durchaus Gedichte vorlesen. Letzteres zwar nicht bei den Stallbesichtigungen, aber wenn ich, von diesen ermüdet, den kühlen Schatten des Parkes aufsuche.

Mieke ist in einem Zustande galliger Aufregung, der bei der augenblicklich herrschenden brennenden Sonnentemperatur etwas direkt Gefährliches hat; weniger für sie als für mich, denn ich fürchte immer die Gewitterwolken entladen sich einmal über meinem sündigen Haupt, und der Blitz schlägt ein. Dann soll mich nur der Lieutenant retten und Blitzableiter spielen. Er ist der allein schuldige Theil bei dieser Sache; denn ich ermuntere ihn wirklich nicht, dazu bin ich momentan viel zu faul.

Er trägt jetzt immer Civil. Ich habe das nämlich hübscher gefunden, und er excellirt in weißen Flanellanzügen, die ihm wirklich allerliebst stehen.

Uebrigens wird der Lieutenant nebenbei auffallend intim mit Heini befreundet. Es ist nicht recht ergründlich, wann und wo er diese Intimität erwirbt und befestigt, da er unter unseren Augen den Jungen nur sehr wenig zu sehen bekommt; denn Heini und sein Fräulein werden nie in den Familienkreis gezogen, und der Lieutenant wird nie aus ihm entlassen. Aber die Freundschaft besteht thatsächlich und ist um so befremdender, da Heini durchaus nicht zu schneller Intimität neigt.

Sollten da die Morgenstunden vielleicht eine Rolle spielen? Bei all seiner heißen Liebe zu mir hat er sich nicht ein einziges Mal mehr erboten, uns auf den Morgenspazierritten zu begleiten, während er doch im Laufe des Tages öfters die Inspektionsritte des Hausherrn theilt.

Es soll ja nicht ohne Beispiele dastehen, daß ein Herz zwei Lieben zu gleicher Zeit in sich tragen kann. Ein Lieutenant muß alles zu Stande bringen können, auch so etwas. Zutrauen thue ich es ihm schon. Und sie, die Feuerlilie? O, der traue ich es auch zu. Der Baron wird wohl mit seiner Frauenkenntniß nicht unrecht haben.

Ich möchte nur wissen, ob es ihr auch bei dem Einen gelingt, dem ihr ganzes Sinnen und Begehren am meisten gilt? Ich glaube nicht; der ist doch anderer Art als dieser kleine Lieutenant! Nun, mich geht ja die Sache nichts an. Ich mache auch Trudel nicht aufmerksam auf den Schatten dieser Gefahr, die ihren Miekeplänen droht. Vielleicht ist es auch gar keine Gefahr; mit der einen liebelt er und heirathet dann doch die andere. Das ist der Alltagslauf der Dinge.

Nachmittags oder auch gegend Abend fahren wir fast täglich in den Wald, und das ist wundervoll. Es ist ein sehr großer und sehr geschonter Wildstand hier, und keine unserer Fahrten geht vorüber ohne Begegnung mit einem oder mehreren Rudeln Rehe. Die Thiere sind so wenig scheu, daß sie oft ganz stille stehen und uns mit den großen, frommen Augen forschend und fragend anschauen, wenn wir langsam und leise vorüberfahren.

Manchmal steigen wir auch aus und wandern ins Dickicht hinein, um Beeren und Blumen zu suchen oder nach den ersten Pilzen zu fahnden, die der Trockenheit halber in diesem Jahre nur wenig und langsam kommen. Dann springt auf einmal aus einem Tannenbusch so ein schlankes, gelbbraunes Geschöpfchen hervor und jagt mit graziösen, weiten Sätzen tiefer ins Dunkel hinein, das Köpfchen im Nacken, mit großem erschreckten Blick, und man selbst ist beinahe eben so erschrocken und starrt ihm athemlos und entzückt nach.

Damit trödelte sich die Zeit unglaublich süß und reizvoll hin. Kommen wir heim, ist Abendbrotstunde, und nach dieser sitzen wir entweder beim Sternenschimmer auf der Gartenterrasse und halten weise Gespäche, oder der Hausherr liest uns aus der Zeitung vor, was draußen in der Welt geschieht, damit man nicht vergißt, daß es da draußen noch eine Welt gibt und man von Rechts wegen zu ihr gehört.

So gehen die Tage hin, einer wie der andere, und ich bin dabei zufrieden wie fast noch nie in meinem Leben.

Sonntag.

Gestern gab es wieder eine Abwechselung im Programm. Herr von Reetz hatte geschäftlich in dem kleinen Städtchen zu thun, das uns räumlich am nächsten liegt, vielleicht dreiviertel Stunde Wegfahrt vom Gut entfernt, natürlichLandweg gerechnet. Er fragte an, ob ich mir der Curiosität halber mal solch ein kleines märkisches Nest ansehen wollte, und natürlich erklärte ich mich aus Wissenschaftsgründen sogleich dazu bereit. Trudel war auch vollkommen damit einverstanden. Sie brauchte für Heini Stoff zu einem leichten Sommerkittel, für das Gastzimmer fehlte allerlei Porzellan, und zu Meister Blume hätte sie so wie so in diesen Tagen fahren müssen; denn wir brauchten Oelfarben, um die alten Ahnenbilder, die verstaubt und geschwärzt oben in der Vorrathskammer standen, ein bißchen freundlich aufzufrischen und als Schmuck der Gastzimmer herzustellen.

Trudel und ich hatten nämlich beim Durchstöbern der entlegensten Vorrathskammer einige alte Porträts entdeckt, fast so dunkel und unkenntlich, daß man sie für echte Rembrands halten konnte, und in kühnem Muth sogleich beschlossen, unsere etwas eingerosteten Maltalente zu üben, ihnen „Lichter" aufzusetzen und sie als Ahnenbilder zu frisiren.

Aber dazu brauchten wir nothwendig Oelfarben und Pinsel, und nun kam uns die Stadtfahrt sehr gelegen. In Kleinbritznick existirte ein Maler. Zwar nur ein Stubenmaler, aber ein genialer, von dem das Ehepaar die lustigsten Geschichten erzählte, und bei dem man, da er nebenbei auch noch photographirte, Spirituosen verkaufte, einen kleinen Korn- und Materialwaarenhandel betrieb und eine Art Gaststube unterhielt, alles haben konnte, was Herz und Seele eines Menschen verlangt.

Meister Blume hatte im Frühling hier im Schloß die Decken gemalt, dabei mit Trudel, die künstlerische Neigungen hat, freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und sie öfters in die Leiden eines verkannten Genies und einer darbenden Künstlerseele blicken lassen.

Trudel schwärmt von dem weißmähnigen Helden, der in Schlappschuhen und farbenbeklexten Unaussprechlichen ihr Herz erobert hat, und brannte vor Begier, ihn mir vorzuführen. Hoffentlich trafen wir Meister Blume, der im Sommer viel aufKünstlerfahrten war, das heißt, auf den benachbarten Gütern Decken und Zäune anstrich und dazu viel Bier trank, gerade jetzt daheim. Das ganze Gespräch des Tages drehte sich um diese aufregende Frage.

Nach dem Vieruhrkaffee fuhren wir ab, genossen auf dem Wege sehr viel Sonne und ausreichenden Staub und rollten dann durch ein wunderbares altes Thor mit dickleibigen Thürmen in Kleinbritznick ein.

Den Willkommengruß klapperten uns zwei Storchenpaare, die auf dem besagten Thor friedlich Wohnung genommen hatten und den Ankommenden die Honeurs der Stadt machten. Diese bestand aus einer langgezogenen Straße mit lauter einstöckigen Häusern, so daß man das Gefühl hatte, vom Wagen aus mit der Hand bequem über die Dächer streichen zu können. In der Hälfte des Städtchens weitete sich die Straße zum Bogen und bildete den Marktplatz. Lindenbeschattet und zwischen den Steinen der holperigen Pflasterung freundlich mit Gras bewachsen, lag er da, umsäumt von einigen stattlichen Häusern, der Apotheke, dem Doktorhaus, der Bürgermeisterei und dem ersten Gasthof, der mit breiter, grünumrankter Steinballustrade wirklich großartig und vornehm aussah.

Ueber allem traumhafte Stille. Ein paar Katzen dehnten sich in der Sonne und liebäugelten hoffnungslos mit den Spatzen und Tauben, die dort Promenade hielten. Im Hintergrunde klapperten von irgend einem Scheunendache herüber wieder geschwätzige Störche, und die hochgelegene Kirche schaute rosenumblüht und lindenumrauscht auf den stillen, verschlafenen Marktplatz herab.

Dann, wie unser Wagen dem Gasthof zurollte, kam Leben und Bewegung in die Stille. Hunde bellten, Tauben flatterten, ein paar Enten und Gänse flogen kreischend auf und in allen Häusern fühlten die Bewohner auf einmal eine unwiderstehliche Sehnsucht, die weißgestrichenen Bänke vor ihren Thüren aufzusuchen und etwas frische Luft zu schnappen. Alles um uns herum sah aus, als wäre es fünfzig Jahre hinter der Zeit zurückgeblieben, Postkutschendasein mitten im wilden, wechselvollen Jagen der Eisenbahnzeit!

Aber als ich händeringend erklärte, hier könnten doch unmöglich Leute leben, die jemals etwas von der Welt gekannt hätten, belehrte mich Herr von Reetz mit wichtiger Miene, daß es sogar einen ehemaligen türkischen Geheimrath gäbe, der lange Zeit seines Lebens, — wie sein Titel besage, — in Konstantinopel gewohnt, den größten Theil der civilisirten Welt kenne und doch Kleinbritznick als Ruhehafen eines bewegten Lebens gewählt habe. Ich saß verblüfft. Erstens türkischer Geheimrath, das klang eben so geheimnißvoll wie seltsam; in meinem ganzen Leben habe ich noch nie etwas von türkischen Geheimräthen gehört! Aber es gibt bekanntlich Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Schulweisheit einer modernen jungen Dame nichts träumen läßt; vielleicht gehören türkische Geheimräthe auch dazu.

Aber wenn das schon in den Bereich der Möglichkeit fiel, so blieb doch noch immer das Unverständlichste, wie dieser vom Schicksal bevorzugte Mann dazu gekommen war, sich in Kleinbritznick als Honoration niederzulassen! Gehörte das zu den Geheimnissen dieses wunderbaren Landstriches?

Augenscheinlich; denn auf meine athemlose Frage hin zuckte Herr von Reetz vielsagend mit den Schultern und erklärte, darüber keine Auskunft geben zu können, da er selbst nicht mehr wisse als die dunkle Sage an sich, und da wir in diesem Moment vor dem Gasthof vorfuhren, kam ich im Wirrwarr des Aussteigens um die weiteren Nachforschungen über den interessantesten Punkt der interessanten Stadt Kleinbritznick. Trudel tröstete mich mit dem Hinweis auf Meister Blume, der leichter zu ergründen sei als ein türkischer Geheimrath, und während Herr von Reetz zu seinem Kleinbritznicker Bankier und Getreidehändler wanderte, begaben wir uns auf den Weg zum Künstlerhause Blume.

Und wir hatten Glück, der Stern des Hauses weilte in dessen etwas schiefen und schmutzigen Mauern. Er stand in Hemdärmeln und Schlappschuhen, mit flatternden, grauweißen Haaren und rollenden, blauen Künstleraugen vor der Thür und sonnte sich, gewichtig und breitbeinig.

Trudel wurde mit einer halb ehrfurchtvollen, halb gönnerhaftvertraulichen Verbeugung begrüßt. Ueber Mieke und den Lieutenant sah er mit Verachtung hinweg und an mir, — o, Triumph! — blieb sein Künstlerblick in augenscheinlichem Wohlgefallen hängen.

Er spendirte eine zweite Verbeugung und sprach die inhaltschweren Worte: „Ah, die Gnädige kommt aus einer großen Stadt, an ihr sind die Linien einer malerischen Vollendung."

Etwas Dunkel zwar, aber doch sehr schmeichelhaft für mich. Vielleicht sollte ich ihm Modell stehen und zu einem Gemälde, in dem die Linien malerischer Vollendung einen Triumph feiern konnten.

Vorläufig wurden wir in das Gastzimmer geführt und der Gattin des bedeutenden Mannes überliefert, während er selbst huldvoll mit der nicht ganz tadellos sauberen Hand winkte und Trudel versicherte, ihren Wünschen Gehör geben zu wollen, wenn er erst seine Toilette etwas passender für solch ehrenvollen Besuch zurechtgemacht habe.

Darauf verschwand Meister Blume, und wir blieben in der Obhut seiner Gattin, einer großen, starken, und noch jetzt, im Alter, bildhübschen Frau, die trotz der Schwere ihrer Erscheinung und dem schon weißschimmernden Haupthaar noch eine so graziöse und liebliche Freundlichkeit und Höflichkeit entwickelte, daß manche Dame der großen Welt sie darum hätte beneiden können.

In den Schlingen dieser koketten, liebenswürdigen Grazie hatte sie einst auch das weltstürmende Talent ihres Ehegesponses eingefangen und langsam gemordet, wenigstens gestand dieses Ehegespons mir das mit dunklen, anklagenden Blicken, als Trudel ihre übrigen Einkäufe besorgte und mich zwecks Studiums und Vergnügens in der Gesellschaft des Künstlers, der dabei unsere Oelfarben zusammenrührte, zurückließ.

Wir fanden ein großes Wohlgefallen an einander, Meister Blume und ich, und unsere tete-à-tete war ungemein reizvoll für uns beide. Er hatte mir dazu eine Flasche Bier angeboten, und als ich höflich dankte, die Verschmähte selbst beim Kragen genommen; er mischte nun die Farben und gönnte mir zwischendurch Einblicke in sein complizirtes Seelenleben und seine Schicksale.

Er grollte, rührte mit der Kelle dröhnend im Farbentopfe herum und griff zu einer zweiten Flasche Bier. Dann musterte er mich mit anerkennendem Blick und meinte: „Den Faltenwurf würde ich zum Photographiren großartig ordnen, — denn, sehen Sie, gnädiges Fräulein, so kann der Mensch herunterkommen, nun photographire ich! — Handwerk statt der Kunst, der freien! Wo ich selbstständig Göttinnen schaffen möchte, muß ich Alltagsfrauen in Holzfigurenstellung auf die Platte bannen! Bei Ihnen wäre das nun anders, — selbstverständlich," — er bog seinen Oberkörper zurück und kniff ein Auge prüfend zu — „so etwas hingegossen wie Messalina, den stolzen Kopf sehnend gehoben, das müßte eine Photographie geben!" —

Ich winkte ziemlich deutlich ab. Messalinenbilder mit sehnend gehobenem Kopf wären, selbst von Meister Blume arrangirt, nicht ganz nach meinem Geschmack.

Er seufzte, fand sich aber darein und fuhr dann in seinen Lebensschicksalen fort: „Wenn ich nicht im Sommer die freien Künstlerfahrten ins Land hinein hätte, und nicht überall bei den Herrschaften so wohl aufgenommen und gerne gesehen wäre, ich ertrüge es nicht, dieses Bierphilisterdasein, ich ginge wieder in die Welt hinaus, ein freier Bursch mit freiem Herzen!"

Da dieser freie Bursche, nebenbei bemerkt, mehrfacher Großvater war, klang die Sache nicht allzu aufregend. Er ließ sich zwischendurch auch herbei, zu erklären, daß das Geschäft im ganzen recht gut ginge, freilich nicht unter seinen Händen. Er beschmutze sich nicht mit so niederem Erwerb, das besorge alles seine Frau. Sie sei eine brave, tüchtige Frau, eine gute Mutter und ein gescheiter Kopf, ja, gewiß, aber, — aber, die Künstlerseele fehle ihr! Er schmachte langsam neben ihr dahin!

Auch diese Versicherung war nicht beunruhigend, denn, wenn vierzigjähriges Schmachten so wohlgenährte Glieder schafft, ist es nicht unerträglich; und so ließen diese Schicksalsklagen mich unbarmherzig kalt.

Mein Alter schien dafür ziemlich feines Empfinden zu haben. Er schlug nun andere Töne an und beleuchtete die farbigen Seiten seines Daseins, die Erfolge und die Freuden, die ihm auf seinen freien Künstlerfahrten im Sande der Mark blühten. Dabei charakterisirte er mit vielem Verständniß die hiesige Bevölkerung, natürlich nur die der höheren Regionen, die Schloßbewohner, mit denen ihn langjährige Freundschaft und intime künstlerische Beziehungen verbanden.

Es sei ein guter Volksschlag, bieder, kernig und unverdorben, nicht gerade sehr künstlerisch begabt, denn selbst Meister Blumes Werke vermochten ihn nicht ganz von seiner geistigen Blindheit zu kuriren, aber doch mit einem gewissen Vorwärtsstreben, wenn es auch sehr langsam voranginge. Langsam sei alles bei den Leuten; erst wenn man einen Scheffel Salz mit ihnen verzehrt habe,käme man auf den eigentlichen Grundton ihres Wesens und zur Freundschaft.

Das dauere lange, aber dann könne man auf sie bauen wie auf Fels. Ja, vom flüchtigen Sande der Scholle, die sie bewohnten, sei nichts in ihrer Seele. Freilich, die Neuzeit mache sich auch schon bei einzelnen bemerkbar, der gute, einfache, echt vornehme Sinn bekäme Wandlungen, — so die jüngeren Elemente — —

(Fortsetzung folgt.)

— Zurückgegeben. „Mein Herr, es wäre doch Wahnsinn, Sie zu heirathen. Was können Sie mir bieten?" „Bitte, ich bin Irrenarzt und würde Sie gratis kuriren!"

— Ehemannslist. Pantoffelheld: „Linchen, ich gehe heute in's Theater, da wird ein neues Stück gegeben, das sich über die Frauen lustig macht; gib' mir doch denHausschlüssel, damit ich pfeifen kann."

—Schlagfertig. Junges Mädchen: „Warum necken Sie mich denn immer? Schließlich werden die Leute glauben, daß wir uns lieben. Gehört sich das?" Junger Mann: „Gewiß: was sich liebt — gehört sich."

Für die Küche.

Das Auffärben von Strohhüten geschieht mittelst sogen. Hutlackes, der in allen Droguengeschäften zu haben ist. Das Uebergehen auf eine andere Farbennuance wie die ursprüngliche gestattet derselbe jedoch nicht. Weißen Strohhüten läßt sich allerdings durch mehrmaliges Ueberpinseln eine schwarze Färbung geben; doch ist bei besseren Hüten auf jeden Fall das Umfärben durch die Fabrik vorzuziehen.

Reinigung von Silberzeug. Von Zeit zu Zeit muß Silberzeug, namentlich wenn es nicht im täglichen Gebrauch ist, besonders geputzt werden. Dies geschieht am besten mit einem alten Lederhandschuh, den man in gebranntes, pulverisirtes Hirschhorn taucht; damit reibt man die Gegenstände kräftig ab und wischt mit einem reinen weichen Tuch nach. Vermischt man das Hirschhorn mit Weingeist, so nimmt es alle Flecke weg und gibt dem Silber eine sehr gute Politur. Bei getriebener Arbeit muß man sich einer Bürste bedienen.

Um ranzige Butter zu verbessern, wird folgendes Mittel empfohlen: Die Verbrauchsbutter enthält meist ein Sechstel ihres Gewichtes an Milch, die eine schnelle Zersetzung der Butter, das heißt, Ranzigwerden, herbeiführt, wobei Buttersäure frei wird, welche den unangenehmen Geschmack und Geruch der Butter verursacht. Das Kali hat nun die Eigenschaft, alle Fettsäuren zu binden. Man durchknete demnach je 2 Pfund schlechte Butter mit 5 Gran kohlensaurem Kali (carbonate of potash), so wird sich buttersaures Kali bilden, zu dessenEntfernung dann die Butter so lange mit reinem Wasser ausgewaschen werden muß, bis sich ein Streifchen Kurkumapapier (in jeder Apotheke zu erhalten), in das Wasser getaucht, nicht mehr bräunt. Wird nun diese gereinigte Butter, um ihr den ursprünglichen Geschmack zu ertheilen, mit etwas frischer Milch durchknetet, so erhält sie dadurch vollständig den Geschmack und das Aussehen von frischer Butter.

Um weißen Lederschuhen allmählich eine braune Farbe zu geben, schmilzt man drei Theile Vaseline (gelbe) mit einem Theil gelben Wachs und rührt die Masse gut durch. Mit einem Läppchen trägt man diesen Creme auf. Die schwarze Farbe wird sich am besten mit einer Dose Guttalin (für wenige Cents beim Apotheker erhältlich) herstellen lassen.

Linoleum-Anstrich. Folgender Anstrich eignet sich für Auffrischung abgetretenen Linoleums: 5 Theile gelbes oder weißes Wachs werden zerbröckelt und in 8 Theilen Wasser durch Kochen zur Lösung gebracht, worauf man 2 Theile Pottasche zusetzt. Von dieser hierdurch erhaltenen Masse nimmt man einen Theil und kocht ihn in 1½ Theilen Flußwasser, bis die seifenartige Masse aufgelöst ist. Mit einem nicht zu kleinen Pinsel wird die Masse heiß aufgetragen. Nach zwei Stunden tomme ein zweiter Anstrich. Nach dem Trocknen des letzteren bürstet man tüchtig, bis ein schöner Glanz hergestellt ist. Die spätere Reinigung muß trocken geschehen durch Abreiben mit einem wollenen Tuche, wodurch der Glanz erhöht wird.

Gebackener Blumenkohl. Ein mäßig großer Kopf Blumenkohl wird sorgfältig geputzt und in Salzwasser halb weich gekocht, dann legt man ihn zum Abtropfen auf ein Sieb und bewahrt einen Theil des Wassers, dem man einen Zusatz von etwa ½ Theelöffel Fleischextrakt giebt. Weiter knetet man in einer sauberen Kasserolle 2 Löffel Butter mit der gleichen Menge Mehl, gießt ungefähr 2 Tassentöpfe des erwähnten Blumenkohlwassers und ebensoviel gute rohe Sahne auf und verkocht das Ganze zu einer glatten dickfämigen Sauce, in welche man zuletzt etwas geriebenen Parmesankäse schüttet und sie mit einigen Eigelben verrührt. Nun packt man den Kohl, mit der Blume nach oben, in eine feuerfeste Porzellan- oder sonstige Backform, gieße die Sauce, die den Kohl, den man etwas flach drücken kann, vollständig bedecken muß, über, belegt ihn mit klein gepflückten Butterstückchen und bestreut ihn dick mit Parmesankäse. Im Ofen zu goldgelber Farbe gebräunt, wird er in der Form servirt.

Gedämpfte Ochsennieren. Die Nieren werden in Scheiben geschnitten, mit Pfeffer und Salz bestreut und leicht braun gebraten; dann gießt man etwas heißes Wasser in die Pfanne, rührt etwas Mehl dazu und legt die Nieren, nebst einem eigroßen Stück Butter, wieder hinein. Man läßt sie langsam brodeln, bis sie gar sind, und giebt zuletzt zu der Sauce noch etwas fein gehackte Petersilie.

Ein neues Rührei-Recept ist folgendes: Man löst etwas Fleischextrakt in 3 Eßlöffeln kochendes Wasser auf, verquirlt mit dieser Kraftbrühe 2 — 3 Eier und 1 — 2 Eßlöffel Tomatenmuß. In flacher Pfanne läßt man etwas Butter zergehen, dünstet darin wenig kleingehackten, zarten Schinken, giebt die vorbereiteten Eier nebst einigen zerpflückten Butterstückchen dazu und macht das Rührei fertig. Wer es liebt, kann auch noch geriebenen Parmesankäse darüber streuen. Vorzüglich zu Stangenspargel.

— Beim Wort genommen. Junge Frau: „Meine Mutter schreibt eben, sie werde uns diesen Sommer auf keinen Fall besuchen, wenn du ihr nicht gestattest, Kostgeld zu zahlen." Junger Ehemann: „Da werde ich ihr sofort telegraphiren, daß ich diesen Vorschlag absolut nicht annehmen kann."